

RAINER MORITZ

★
L I E D E R

★★★ DIE WIE

B R U C K E N

S I N D

DEUTSCHLAND UND DER
EUROVISION SONG CONTEST

H A N
S E R
B ● X

Après toi noch eine Rolle in der europäischen Kultur spielte. Manches aber war ohne Zweifel gleich geblieben: Meine Mutter fragte ängstlich, ob sich das Abstimmungsverfahren immer noch bis Mitternacht hinzöge, und mein Vater beklagte schon nach den ersten zwei Liedern den Niedergang der abendländischen Welt und sehnte sich nach Nana Mouskouri (die trotz furchtlos getragener Brille 1963 beim Grand Prix unterging) und Camillo Felgen zurück.

Ansonsten ist, seien wir ehrlich, kaum ein Stein auf dem anderen geblieben. Der Song Contest hat sich vor allem aus deutscher Perspektive auf erstaunliche Weise entwickelt. Gar nicht so lange ist es her, dass die geschundene deutsche Seele im Gefolge von Guildo Horns Reanimierung des Geschehens eine Demütigung nach der anderen erfuhr. Überleben ließen sich die deprimierenden Auftritte nur mit der altösterreichischen Lebensmaxime »Glücklich ist, wer vergisst«.

Erst mit Lena und ihrem in einem bis dahin unbekanntem englischen Dialekt vorgetragenen *Satellite* wurde schlagartig alles anders. Deutschland war wieder wer, und ausgerechnet der lange als Mottenkiste der schlechten Musik verschriene Eurovision Song Contest schaffte es, nationalen Taumel auszulösen und von Ursula von der Leyen oder Reinhold Beckmann (dessen Songwriter-Karriere ich übergehe) abzulenken. Gerade noch rechtzeitig gelang es dem die ganze Schönheit Europas widerspiegelnden Wettbewerb, sich als »Event« darzustellen und sich in die Reihe jener öffentlich dargebotenen Orgien einzugliedern, bei denen sich Menschen vor allem selbst feiern wollen – wie auf Fanmeilen und beim Public Viewing.

Der Song Contest ist inzwischen ein von allen akklamiertes Großereignis, das nur von Nestbeschmutzern mit kritischen Tönen versehen wird. Dass Stefan Raab uns im Handstreich die süßen Qualen eines Vorentscheids nahm, dass die Senfmetropole Düsseldorf unser Land repräsentierte, darüber erregte sich kaum einer – Hauptsache, die Reeperbahn bebte und wildfremde Menschen liegen sich, ohne zu wissen warum, in den Armen. Melancholische Beobachter wie der Grand-Prix-Experte Jan Feddersen sprechen prompt von einem »Mainstreamereignis, dem jeder Underground verloren gegangen« sei. Ja, es lässt sich nostalgisch darüber klagen, dass es heute keines Mutes mehr bedarf, um den Trash des Song Contests gut zu finden. Niemand teilte 1971 meine vielleicht von musikalischer Rückständigkeit zeugende Begeisterung für Séverines *Un banc, un arbre, une rue*, und um bei Susanne oder Regine aus der Parallelklasse Eindruck zu machen, empfahl es sich, die mit Nudelsalat angereicherten Grand-Prix-Abende im elterlichen Wohnzimmer zu verschweigen.

Der Trash, die Subkultur von gestern wird zum Gemeingut von heute – vor allem wenn sich gute Vermarktungsmöglichkeiten bieten und öffentlich-rechtliche Fernsehunterhaltungschefs so tun müssen, als fänden sie Lenas Titelverteidigung gut. Das zu beklagen und sich die beseelten Grand-Prix-Rebellenzeiten zurückzuwünschen, zeugt von rührender Kapitalismuskritik. Manche einsame Rufer wünschen sich ja auch